

Pampel, das heißt, Fritz Maier, mit dem „ai“, hat Ihnen gesagt, Sie möchten sich von mir mein letztes Abenteuer erzählen lassen? Pampel ist eine schadenfrohe Kreatur und — Abenteuer erlebe ich nicht. Ja, wenn Sie mich so ansehen, Gnädigste... aber wie gesagt, es ist durchaus nicht pitant, gänzlich pointelös. — Sie meinen, das „dram und dram“ sei gewiß amüsant, auch das nicht einmal. Aber schön, nur bestellen Sie nachher Pampel einen Gruß und er möcht Ihnen nächsten tuzwelligeren Unterhaltungen angeben. Sie wissen, daß besagter Freund, im Grund der Seele ist er mein Feind und haßt mich glühend, und ich diesen Herbst das schöne Seebad Nordens unfruchtbar gemacht. Wir schaueten uns allerorten unter den Töchtern des Landes oder vielmehr der Provinzen um, die alljährlich in reichem Kränze die Einzigkeit der öden Sandfläche unterbrechen, um die schönste herauszufinden. Doch wie oft wir auch den Strand auf und niederstiegen, mit wachsendem Beharrlichkeit vor auch in malerischer Gruppe den Seesteg zierten, wie konsequent wir auch jeden Mittag die „Gistebude“ besuchten oder wohlwollend den Klängen der Krummstiel lauschen — die Schönheit schien uns zu fliehen. Lauter alltägliche Gesichter, nichts sagende Physiognomien. Sie werfen mir lächelnd ein, wir seien zu verwöhnt; schauen Sie, bitte, mit eben diesem Lächeln dort in den Spiegel und Sie werden das begrifflich finden. Als wir am vierten Tag unseres Aufenthalts noch immer keinen Erfolg der Art zu verzeichnen hatten, war unsere Abreise beschlossene Sache. Wir vertriehen uns auf Ostende, wo wir auf die Kosten zu kommen hofften. Jedoch Ostende ist theuer und Fritz Maier und ich sind, leider durch Versehen, nicht in der Rothschild'schen Familie auf die Welt gekommen. Wir stehen also am Abend vor unserm Kuisag ein letztes Mal an dem unbedenklichen Strande und schauen melancholisch in die trügerischen Wellen. Die sinkende Sonne, die einer roten Kugel gleich, die am Gürtel der atlasgrünen See glänzt — lächeln Sie nicht über die poetische Staffage, sie gehört dazu — sendet uns einen mißlieblichen Scheinblick. Da — „Great events cast their shadows before“ — siehe ich, wie Pampel ein elektrischer Schlag durchzuckt. Sein Erbrochenes fliegt unter furchtbarem Anstrengung seinerseits in's Auge, sein Bufen schnell zuckend, so daß das halsfreie Hemd und die lila Schärpe recht vortheilhaft zur Geltung kommen und indem er den rechten Gehäufschichten imponant von sich streckt, murmelt er ein begeistertes: „Einfach, einfach!“ ein Ausruf, der seine höchste Verwendung fand thut. Und diesmal ist sein Gesicht, was das leider sonst häufiger vorkommt, nicht auf Abwege geraten. Im Gegenheil. Die schönste Nize, allem Anschein nach soeben der rosig-grünen Fluth entzogen, steht vor uns. Das gefährliche goldene Nizenhaar umgibt das weiße Gesicht mit den noch gefährlicheren grünlich-blau schillernden abgrundtiefen Nizenaugen. Nur ihr Kopfsitz ist wesentlich komplizierter als das der echten Nizen. Was mich zunächst in's rauhe Leben zurückversetzt und an ihre Menschenabstammung glauben ließ, war eine kleine weiße Matrosenmütze, die ihr statt des obligaten Wasserfrontanzes auf den goldenen Locken saß. Die Bekanntheit des lebenden Weibes, wie Pampel sich ausdrückte, machen und ein Konturrenz-Hoffschneiden veranlassen, was das Wert weniger Stunden. Stillschweigend wurden unsere Koffer im „einsamen Fischerhaus“ wieder ausgepackt, Ostende verließ, eine ferne „Fata morgana“. Jeden Morgen frische Rosen, von Fritz's Seite mit Anmerkungen, jeden Mittag eine Düte Liqueurböhen, ihr Lieblingskonfekt. Pampel ging heimlich, wenn er mich während des Verabredungsstündchens in Morphens Armen sicher aufgehoben wähnte, zum Schiefstand, wo er sich im Treffen übte. Er war nervös und litt an Abnungen. Aber fürchten Sie nichts, Gnädigste, es wird nicht geknallt. Die Sache verlief harmlos in dem dort Alles beherrschenden Sande. Lilli, unsere gemeinsame Angebetete, war mit Mutter und Seidenpintcher auf vier Wochen an die See gekommen, ihre Nerven ein wenig aufzurichten. Sie war nicht nur sehr hübsch, sondern auch lebenswüthig und wohlgezogen, sprach von ihrem lieben Papa, ihrer lieben Mama und ihrem süßen Bijou, erzählte allerliebsten von ihrer „geistreichen“ Freundin Meta Schulz und benahm sich durchaus forrett. Den einen Tag trug sie meine, den anderen Pampel's Rosen, nächste beide Konfektbütten mit der nämlichen Geschwindigkeit und schenkte uns beide mit derselben Liebe zu lieben. Pampel, dem ehrgeizigen Streber, genügte das nicht. Er ließ sich den dritten weiten Anzug schicken und kam aus der Unschicklichkeit gar nicht mehr heraus. „Sie sehen aus, wie ein Maiglöckchen“, scherzte Lilli. „Ganz recht“, bemerkte ich, „weiß und grün, doch mehr Glöckchen als Mai.“ Der rundliche Pampel erhobete vor Wexer und markierte mit gegenüber hochmüthige Augenbedel. Kurz darauf hatten wir eine ernsthafte Auseinandersetzung, die damit endete, daß ich ein eigenes Zimmer bezog. Sein Verbrauch an Parfüm und Haarwasser drohte meine Geduld zu zerören. Sämmtliche Schnurdarbindesysteme hatte er durchprobt ohne es zu erreichen, und der Optiker der Insel machte ein

glänzendes Geschäft, indem er einen nutzlos bei ihm lagernden Posten Monokel's wurde. Doch ich will mich nicht in Details verlieren und nur hinzufügen, daß er seinen, ihm ärgerlicher Weise anhaftenden Schnupfen nur noch in Seide kultivierte und sich jeden Morgen die Nägel mit dem brennenden Rosenroth der Liebe polierte ließ. Lilli gelang mir in einem traumlich zweifelhigen Stranborsplauderhändchen, daß sie meinen Freund recht „ulzig“ fände. Pampel's Schutzengel hielt ihn gerade auf dem entfernten Schiefstand zurück, so daß dies graue Wort seinem Ohr entging und ich, — ich will nicht prahlen, aber ich bin ein edler Mensch, der Niemandem, und sei er selbst sein Konkurrent, die Illusionen raubt. — Doch die Zeit eilt, und auch die schönsten Tage werden zur Vergangenheit. An einem frühen Morgen, eine faßle Sonne lächelte uns mit eingetiffenen Augen höhnisch an, stand Lilli Abschied nehmend auf. Winken konnte sie nicht, in der einen Hand trug sie ein Schiff aus feurigen Nellen mit der Devise: „Glückliche Fahrt“, in der anderen einen Strauß La France ohne Randbemerkung. Ein letztes schmachtendes „Auf Wiedersehen!“ ein letztes devotes Mitziehen — die Nize nebst Zubehör tauchte in ihr Element zurück. — Pampel hatte Magenbeschwerden, die Abschiedsborde vom vorhergehenden Abend drückte ihn, er heuchelte jedoch Weilschmerz und padte unter philosophischen Lebensbetrachtungen seine, vom Zeitsturm ein wenig mitgenommenen, drei weißen Anzüge in den Koffer. Vor ein paar Wochen führt mich eine Geschäftsangelegenheit nach L. Lilli's Aufenthaltsort. Mein erster Besuch gilt, da mein sehr unzuverlässiges Gedächtniß ihre Adresse nicht festgehalten, der Portier loge meines Hotels, wo das Adreßbuch, ein trauriger Wegweiser, mit wohnt. S. Sch. Schnitzler... der Finger fährt hinab und hinauf, nichts zu finden, keinen Menschen dieses Namens. Mündliche Nachfrage — auch vergeblich, sie werden fortgezogen sein. — Das Herz bricht mir nicht gerade, aber ich ärgere mich intensiv. Hatte ich mit doch schon einen sinnreichen Anichtsartenen für Pampel ausgedacht mit einer reizend gereimten Boshheit. Auch auf ein Wiedersehen mit unserer schönen Nize hatte ich mich aufrichtig gefreut. Hierher zurückgekehrt, erwähne ich meinem Bufenfeinde gegenüber so beiläufig, daß die Schnitzler's von L. fortgezogen zu sein scheinen. Vollkommen ruhig bemerkt jener: „Schnitzler, wer ist Schnitzler?“ Wor- auf ich ihm höhnischelnd „na Lilli“ in's Gesicht schmetterte. Fritz Maier ist von der Natur schon mit erstaunten Augen ausgestattet, jetzt drückten sie diese Eigenschaft in Superlativ aus. Nachdem er fünf Minuten zum Begreifen gebraucht, sieht er mich mit diesen unerschuldollen blauen Rundungen überlächelnd milde an und nickt mein Selbstbewußtsein mit der satonischen Bemerkung: Lilli Schneider. Das sah!

Bewies er mir doch dadurch, daß seine Liebe die entschieden tiefere gewesen. Ich suchte scherzend darüber hinweg zu gehen. „Siehst Du, da habe ich das Handwert eben verwechselt, Schnitzler, Schneider. Das fängt doch Beides auch mit einem Sch an.“ Er konnte das nicht abstreiten und wir ließen die Sache auf sich beruhen. Pampel's Antlitz trug den Abglanz eines stillen Triumphes. — Nun fügte es das Schicksal, in diesem Falle mein Oef und Vater, daß ich vor etwa vierzehn Tagen nochmals die gute Stadt L. aufsuchen muß. Keiner war vernünftiger als ich. Allerdings hatte ich vergessen, mir von Pampel die Schneider'sche Adresse geben zu lassen, aber jetzt war nichts leichter als das. Nun ist es aber, als habe der liebe Gott seine ganze große milde Hand voller Schneider gehabt und sie gerade über die Stadt L. ausgestreut. Da gab es Schneider jeglichen Genere's, Schuster, Bäcker, Regierungsräthe, Offiziere, Postbeamte, Kaufleute und sogar: einen Leidenbestatter. Der Leidenbestatter ließ ich ohne Weiteres bei Seite und traf eine kleine, aber geschmackvolle Auswahl unter den Schneidern der Stadt. Unbeteiligt mußte er sein, denn sonst hätte sich die Nizenmutter wohl mit irgend einer — Frau Rath oder Doktor anreden lassen. Ich notierte mir also einen Fabrikanten, zwei Kaufleute und einen Rentier Ferdinand. Fabrikanten pflegen zu rauchen und ich ging dieser Annahme gemäß in einen in der Nähe dieses Schneiders gelegenen Cigarettenladen. Der Herr Fabrikant Schneider waren dort bekannt und beliebt. Der Herr Schneider wählten konfessionell, rauchte nur schwere Importen und besaßen eine Nähmaschinenfabrik und — jawohl, auch eine Tochter, ein reizendes Mädel. „Stimmt!“ Leider hat die Kleine augenblicklich die Märsen und fehlt in der Schule, die sie gemeinsam mit der Cigarettenhändler'stochter besucht. „Stimmt nicht.“ Ich bezahle meine Goldtippen und wende mich dem Stadtwirtel der Kaufleute zu. Eingebend dessen, daß junge Mädchen gern Apfelsuchen mit Schlaglabne essen, manche ziehen Windbeutel vor, erkundigte ich mich nach besagten Kaufleuten in einer Konditorei. O, gewiß, wie sollte man nicht Herrn Max Schneider kennen, wohnt er doch gerade gegenüber und hat kürzlich die reichste Bäckerstoder der Stadt geheirathet, mit der er soeben auf der Hochzeitsreise begriffen. Sein Bruder, der Herr Ludwig, Webermaaten engros, dagegen ist ein elegantischer Junggeselle und Weiberfeind. — Nun ja, wie sollte er auch nicht, er ist eben ein zu lederner Herr. — Ich quittire dantend mit zwei Schil-

ferlocken und wandere weiter. Bleibt mir also nur noch der Rentier Ferdinand. Dieser Ferdinand schien mir von Anfang an verheißungsvoll. Ich trete in ein Blumengeschäft, und durch die Blume finde ich endlich meine Nize. — „Gewiß, die große Blondine mit dem Seidenpintcher, die immer La France bekommt.“ „Stimmt. — Endlich, endlich, endlich!“ „Etsch, Pampel, in spätestens einer Stunde sehe ich in dem reich ausgestatteten Salon des Herrn Rentier Ferdinand Schneider an der Seite unserer geliebten Nize, schlürfe Charcuterie, es darf auch Benediktiner sein, und achme Wonne. Halle bitte nicht vor Neid vom Drehstuhl. Dein glücklicher Mudi.“ Mit diesen reizenden Worten verhehe ich eine Ansichtskarte, die ich sofort an den Bufenfeind abende. Inzwischen hat die Ladenjungfrau, nein, immer hübsch bei der Wahrheit bleiben, es war ein Jüngling, mir einige ausgewählte Exemplare der beliebten Rosenforte lose zusammengebunden u. sie mit ein paar lebenswüthigen Begleitzeilen von mir in die weiße Papierhülle geschlagen und schon fliegt ein zweiträdiger Dienstmann mit ihnen dem Orte meiner Sehnsucht entgegen. Natürlich hatte ich links unten beiläufig meine Adresse angegeben. Ich suche also eilenden Fußes mein Hotel auf und harre der Schneider'schen Einladung entgegen. Deshalb ist eigentlich nicht ohne Weiteres meinen Besuch im Nizenheim gemacht, ist mir nie recht klar geworden. Sei es, daß meine allzu große Höflichkeit sich erst in der Ueberlieferung der Blumen betätigen wollte, sei es, daß eine Ahnung kommender Unheils mich davon zurückhielt. Ich werfe mich in meinen besten Staat, mache mich zum unwiderstehlichen Mann des Jahres und warte. — Doch ich will Sie durchaus nicht mit mir warten lassen, meine Gnädigste. Kurz und gut, es kam überhaupt keine Einladung. Hatte sich der Rentier inzwischen telephonisch bei einem Anknüpfungsbureau über mich erkundigt und einen schlimmen Befcheid erhalten, hatte sich ein Unglücksfall in der Familie ereignet, waren die Rosen vielleicht doch noch in die Hände eines unberufenen Fräulein Schneider gelangt — ich habe es damals nicht in Erfahrung bringen können. Wie ein Löwe vor der Fütterungsstunde in seinem Käfig, so rannte ich in meinem Hotelzimmer hin und her. Was galt mir die Nize mit ihrem ganzen Anhang, ich war blamirt, für alle Zeiten blamirt. Was sollte ich Pampel sagen. Hätt' ich doch nur diese elende Ansichtskarte nicht geschrieben. Es ist überhaupt eine ganz alberne Mode mit diesen läppischen Karten, überall werden sie einem vor die Nase gesteckt, sogar in einem Blumenladen, nun bit' ich einen, was haben denn Blumen mit Anichten zu thun. Es kam aber nur daher, daß dieser ungeschickte Mensch so lange zum Zukammenbinden der paar Rosen gebraucht, und ich habe doch inzwischen ein lebenswüthiges Bilet und eine schadenfrohe Karte geschrieben und war noch fröhlich fertig als er. In einem Blumengeschäft sollte man überhaupt nur junge Mädchen beschäftigen und keine Männer. Natürlich wird Fritz Maier, dieser unangenehme Mensch, nichts sagen, o behüte, er wird mich nur ansehen. — Aber in diesem Blick wird eben die Boshheit und Schadenfreude einer ganzen Generation liegen. Diese Maier's sind Alle verstockt, boshaft, das Schlimmste ist, daß sie es so geschickt zu verbergen wissen, daß Jedermann sie für gutmüthig hält. Ich habe es mir schon längst vorgenommen, bei nächster Gelegenheit mit ihm zu brechen, die Gelegenheit ist da, — er wird mir nicht mehr vor die Augen kommen. — So und ähnlich waren zu jener Zeit meine Gedanken. — In furchtbarer Stimmung verließ ich die „Wägere meiner Leiden“, dieses unerschrockene Krähwinkel, in dem es sich kaum lohnt, sich begraben zu lassen. Nebenbei hatte ich auch geschäftlich keine großen Erfolge zu verzeichnen. Hier am Bahnhof erwartete mich in der Maier's Kindlicher Harmlosigkeit Fritz Maier, ein Lächeln unter dem Schnurrbart und ein Bergheimnisch im Knopfloch. Der Mensch hat eine eminente Gesichtlichkeit in der Wahl seiner Blumen. In seiner bekannten Verstocktheit fragte er natürlich mit feiner Silbe nach Lilli, sondern erkundigt sich eingehend nach meinen geschäftlichen Angelegenheiten. Wenn er etwa annahm, daß ich ihm entgegenkommen würde, so hatte er sich eben getäußt. Ich gab ihm also nur die gewünschte Auskunft, und fügte eine umfassende Personal- und Lebensbeschreibung meiner sämtlichen L.'er Kunden hinzu. Es kommt noch immer keine Frage, aber plötzlich trifft mich sein Blick, gerade unter der großen elektrischen Ampel vor dem „Kronprinzen“. Dieser zugleich lauernde und hämische Blick voll stillen Triumphes. Warte, mein Engel, ich habe gerade Lust und Zeit, mich von Dir ansehen zu lassen. Auf Wiedersehen, ich muß dem Alter Bericht erstatten. Er wird mich nicht wiedersehen. — Noch einen Augenblick, schönste Freundin, ich bin gleich am Schluß. — Vorigen Dienstag erhalte ich eine Karte aus Berlin mit folgendem Inhalt: Sehr geehrter Herr! Für die meiner Braut Lilli Schneider kürzlich erwiesene Aufmerksamkeit sage ich meinen besten Dank; verbitte mir aber in Zukunft jede weitere An-

näherung, da mit allem Früheren vollkommen gebrochen ist. Ergebenst Carl Hellmann, Berlin, Jerusalemstraße. That's all. Auf Wiedersehen, schönste Frau, und Verzeihung für den schnellen Ausbruch, aber Freund Pampel erwartet mich. Nur vier Tage. Weihnachtssabnd 1899. In einem kleinen Palais am Kronprinzenufer in der Hauptstadt. — Speisesaal im Renaissance-Styl. Eben werden die Klänge gelöhren zu dem nebenliegenden Salon geöffnet; das Diner ist zu Ende und die drei Teilnehmer desselben: Günther, Hildegard und Gräfin Rosine A., Hildegard's Mutter, stehen vom Tisch auf. Günther reicht seiner Schwiegermutter den Arm. Gräfin Rosine (vierzig Jahre, vornehme Erscheinung, granatfarbener Schlepprock): Mein Lieber, es ist schon spät, ich muß gleich nach Hause; es giebt noch allerlei Vorbereitungen zu machen. Günther: Nur noch den schwarzen Kaffee, Mama! Gräfin Rosine: Nun, meintheilhaben. (Sie nimmt seinen Arm. Zum Diener): Der Wagen bereit? Diener: Zu Befehl, Frau Gräfin. Die Drei begeben sich in den Salon und lassen sich in bequemen Fauteuils neben dem Kamine nieder. Der Diener bringt ein Tischchen herbei, worauf er das Silberplacat mit drei dollgeordneten Kaffeetassen nebst Liqueur-Flagon und Gläsern stellt. Günther holt einige Krüben herbei und schiebt sie unter Hildegard's Füße. Gräfin Rosine: Recht so, mein Schwiegergott — nur immer nett mit deiner Frau. Ihr wollt also wirklich nicht den Abend bei uns zubringen? Wie schade — es wird sehr lustig werden: ein himmelhoher Christbaum und herum ein halb Duzend Kinder... Nur das allerste wird fehlen. Seit achtzehn Jahren wird dies der erste Weihnachtssabnd in meinem Hause sein, der ohne Hilda gefeiert wird. Kannst du dich wirklich nicht entschließen? Hildegard (Blondine mit ausnehmend feinen geschnittenen Zügen, durchsichtigen Teint und schlankem Bau): Nein wirklich, Mama, mir ist so eigen... ich fürchte fast, daß ich... Gräfin Rosine: Ach, warum nicht gar! Vor Neujahre erwarte ich mir meine Großmutterwärdige nicht. Ihr wollt nur auch Euren Heiligen Abend im letzten Jahre zubringen, das sehe ich schon. Das ist ja auch ganz begreiflich. Es ist aber höchste Zeit, daß ich gehe (aufstehend), bleib' sitzen, Hilda, Günther wird mich hinausbegleiten. Adieu. (Rückt sich) Hildegard: Gute Nacht, Mama — bestelle viele, viele Grüße an Papa und die Geschwister... es thut mir wirklich leid, nicht kommen zu können — Adieu, Mama! Gräfin Rosine (im Vorzimmer, zu Günther, der ihr beim Pelzumhängen behilflich ist): Schide nur gleich um mich, wenn Hilda wirklich... Günther: Gewiß... Ich wäre sehr froh, wenn mir der Himmel dieses herrlichste aller Geschenke zum heutigen Feste beschicken wollte. (Er küßt der Gräfin die Hand und geht in den Salon zurück). Nun, Hilda — ich bin eigentlich recht froh, daß du zu Hause bleiben wolltest, wir werden einen sehr gemütlichen Abend feiern. Sollen wir die Tischchen schon ansetzen? Hilda: Nein! — warten wir noch ein wenig; — komm' her zu mir und laß uns plaudern. Günther: Ja, mein Schatz. Ich werde, daß ich's erathe, woovon du plaudern willst. Hilda: Das ist wohl nicht schwer; natürlich von unserem kleinen Günther oder unserer kleinen Hilda... Du wirst doch auch unbändig stolz sein auf deine junge Waterwürde? Günther: Und wie! Als ich dich noch langer dreijähriger Liebe heimgeführt hatte, dachte ich, daß mein Glück keiner Steigerung fähig sei, und siehe da: die Ankunft dieses kleinen, lebendigen Wunders wird mich doch noch um einen Grab glücklicher machen, als ich's schon bin. Hilda: Unsere größten Freuden werden wir jetzt erst kennen lernen. Ich wollte, es wäre ein Sohn, das würde mich stolzer machen. Günther: Ein Mädchen wird mir ebenso lieb sein. Ich brauche mir nur vorzustellen, daß es seiner Mutter gleichen wird. Jetzt ist's aber Zeit, das Bäimchen anzuzünden und deine Bescherung aufzubauen. Hilda: Bescherung? Du willst mir wieder etwas schenken? Etwas dieses? (Sie zieht ein aus Günther's Tasche schauendes Schmutz-Tut heroor.) Günther: Halt! das gehört unter den Christbaum (will ihr's wegnehmen, aber sie hat es schon aufgeklappt). Hilda: O, wie schön! Türkisen mit Diamanten — meine Lieblingssteine. Günther: Ich denke, es wird zu deiner blonden Schönheit passen. Du sollst mir künftigen Fasching die Königin aller Hüftigste sein. Hilda (küßt ihn): Du Güter, Lieber... (Stößt einen plötzlichen Schrei aus.) Günther (springt auf): Was ist dir, Schatz? Hilda: O weh... es ist — Günther — o — meine Stunde... Herrenschröckzimmer. In Ihr Nachts. Günther geht in höchster Erregung auf

und nieder — er wischt sich die Stirn; er athmet guch auf, begräbt sein Gesicht in beide Hände; öfters bleibt er stehen und horcht gegen die Thür hin. Endlich wirft er sich in den Fauteuil am Schreibtisch und öffnet sein Tagebuch. Er taucht die Feder ein und schreibt: Weihnachtssabnd 1899. Jeder Strich ist eine Schlangenklinie; manche Buchstaben sind mit einem Ruck drei Zeilen hoch gefahren, während andere sich fast unsichtbar in ihre Vorgänger verlieren. Aber das ist schon recht so. Es war ja seine Absicht, indem er zu schreiben begann, die namenlose Erregtheit dieser Stunde zu photographiren, um einst, wenn er wieder ruhig sein werde, eine Erinnerung an das jetzt durchgemachte Bangen zu besitzen. „Ich höre sie schreien — es ist gräßlich, gräßlich, gräßlich... Ich hätte bei ihr bleiben, ihre Hand in der meinigen halten sollen — vielleicht hätte sie da weniger gelitten oder doch gefühlt, wie ich mit ihr leide... Aber Mutter, Arzt, Wärterin, Alle waren sie einzig, daß ich fort müßte. Der Arzt befahl und ich gehorchte, denn er hat ein Wort gebraucht, gegen das es keinen Widerspruch giebt: „Gefahr!“ — Jetzt fasse ich den Sinn, es heißt: Todesgefahr. Unbegreiflich; die ganzen Monate der frohen Hoffnung ist mir der schwarze Gebanke gekommen, aber jetzt habe ich's verstanden: Hilda ist in Todesgefahr... O, das Wort könnte mich zum Schreien bringen, lauter noch, als drüben meine Schmerzgequälte schreit... wieder drang so ein gräßlicher Laut herüber... meine Kleine, meine Zarte, o du süßes, liebes, armes, armes Weibchen! Ach, wech' ein Jubel wird mir das Herz anschwellen, wenn die Gefahr vorüber ist. — Was war das?...“ Er wirft die Feder weg, das war ein anderer, neuer Laut, der sein Ohr getroffen: ein Wimmern... ja, jetzt ganz deutlich: ein Kinderwimmern. Er stürzt zur Thür. Gräfin Rosine tritt ein. „Das Christkind hat's bescheert“, spricht sie; „es ist ein Knabe!“ Günther fällt ihr um den Hals und bricht in lautes Weinen aus. 25. Dezember. Hilda's Schlafzimmer. Großes Baldachinbett. Günther sitzt am Kopfbende. Auf der anderen Seite steht der Arzt. Eine Wärterin geht leisen Schrittes durch das Zimmer und legt Holz in das Kaminfeuer nach. Die Kranke liegt regungslos mit geschlossenen Augen da. Sie sieht bezaubernd schön aus, da ihr ein hohes Fieber die Wangen und die halbgeöffneten Lippen glühend röthet. Aus dem Häubchen hat sich eine schwere goldene Flechte losgemacht und fällt über das Spigenentfesseln bis über den Betttrand hinaab. Der Doktor zieht das Thermometer, das unter Hilda's Achsel gelegen, hervor. Günther: Nun? Doktor (leise): Immer noch vierzig. Günther: Das ist schrecklich... läßt denn dieses Fieber nicht nach? Doktor: Ich fürchte, es wird noch zunehmen. Günther: Schläfst du, Hilda? Hilda (schlägt die Augen auf): Wo ist die Lisse der Verwundeten — ach er steht nicht darauf... aber diese Seidenbede — voll Türkisen... Günther: Sie delirirt... Doktor, ist das nicht gefährlich? Seit gestern ist mir der Sinn dieses Wortes aufgegangen. Doch im Augenblick, da mir die Schwiegermutter die Nachricht gebracht, daß ich einen Sohn habe, glaubte ich, alle Gefahr sei vorüber — und nun soll ich wieder fürchten? Doktor: Hoffen Sie, Herr Graf, daß aber Gefahr vorhanden, will ich Ihnen nicht verhehlen. Günther (treibselig): Um Himmels willen, dann rufen Sie doch noch ein paar Kollegen. Doktor: Das wollte ich eben vorschlagen. 26. Dezember. Nach einer Konsultation: Aufgegeben. In der Nacht vom 27. zum 28. Die Uhr zeigt halb 3. Günther sitzt auf dem Bette, den Arm um Hilda's Schulter geschlungen; ihr Kopf ruht an seiner Brust. Gräfin Rosine liegt auf dem Divan, eingeschlummert. Günther steht wie ein Gespenst aus. Verzweiflung und Hoffnung — Hoffnung und Verzweiflung in jäher Folge. Hilda hatte fünf Stunden lang geschlafen. Der Arzt war nach Hause gegangen, versprechend, am frühen Morgen wieder zu kommen. Günther's Hoffnungen flogen wieder himmelhoch. Jetzt war sie er wacht, bei Bewußtsein er wacht. Sie hatte Günther herbeigerufen und sich an seine Brust gebettet. Günther: Kennst du mich, mein Lieb- ling? (Hilda nickt.) Wie ist dir? Hilda: Schlecht... Günther (will aufspringen): Soll ich Hilfe rufen — brauchst du etwas? Hilda (hlt ihn zurück): Nein, ich bitte dich, bleibe — nur... dich brauche ich — deine Nähe... Wo ist — wo ist — unser Kleines? Günther: Unser Sohn, Hilda? Er schläft... willst du, daß ich ihn dir bringe? Hilda: Nein — später. Ich will jetzt nur dich... ich muß dir so Vieles sagen!... Günther: Was denn, Schatz? Hilda: Daß ich dich lieb habe... Küsse mir die Stirn — so... A danke — jetzt die Augen — so... O Günther — scheidet thut weh!

Günther: Was sprichst du vom Scheiden? Du wirst ja bald wieder gesund werden! Hilda: Ach, ich sterbe, ja schon seit zwei Tagen. Ich habe Alles gehört, was die Aerzte sagten — und habe dich und Mama weinen sehen; zwar war ich im Fieberdelirium — mischte tausend Phantasien unter einander. Das Eine sah ich aber immer deutlich: Sie sterben- de Wöchnerin — nur wußte ich nicht, daß ich das war... jetzt weiß ich's. Günther: Du sprichst zu viel und regst dich auf — schlaf, mein Schatz. Hilda: Ich werde lang — lang genug — ewig — schlafen... Laß' mir dieses letzte Wachen an Deiner Brust — es ist so süß da... Ich war so glücklich — ach, wenn man mich doch noch retten könnte! Günther: Du bist gerettet. Hilda: O, laß' mich nicht sterben, Günther — halte mich fest — ich fühle — weh! die Füße, die Hände — so kalt — (sie ringt nach Athem.) Günther stößt einen Schrei aus. Gräfin Rosine (erwacht und eilt an das Bett heran): Was ist geschehen? Hilda: Mama, nicht wahr — du — du nimmst den Kleinen?... Günther (hat seine Frau ganz in den Arm geschlossen; er reißt ihr die Füße, die Hände; er wischt ihr den kalten Schweiß von der Stirn und die Thränen aus den Augen; er küßt sie mit Inbrunst, als wolle er ihr sein eigenes Leben einhauchen; dazwischen schluchzt er laut): Mein Weib, mein Alles, verlaß' mich nicht... du mußt, du mußt leben... Gräfin Rosine (läuft zur Thüre): Schnell... zu Hüfte... zum Arzt! Hilda: Günther — danke, o danke für alle Liebe, alles Glück... leb' wohl.. mein... Sie kann nicht weiterreden. Die Hände werden steif. Noch einen Blick voll Abschiedsweh und — vordel!

28. Dezember. Das Palais C. steht offen. Gräfin Hilda liegt auf dem Paradebett. Die Leiche ist in das Brautkleid vom weissen Atlas gefüllt, das vor kaum zehn Monaten in der Ausstellung des Trouffou so viele weibliche Mädelchenblüde auf sich gezogen; ein weißes Atlaskleid ist unter das Haupt gelegt. Wie klein und fein diese Züge erscheinen, aber schaurig starr. Ganz wie Eisebein. Das blonde Haar bildet eine Glorie um das weiche, kleine Gesicht. Zwei auf der Brust gefaltete elfenbein-erne Händchen — auch unter Lebensgröße — halten lose ein Kreuzifix. Der Wachsfergenbunt und die Emationen einer Schüffel Karbolsäure vermischen sich mit dem Geruch der Tannenreifer, die in die Kränze geflochten sind, denn die Winterblumen — meist Kamellen — duften nicht; sie sehen so wachern und unnatürlich aus wie Diejenige, zu deren Schmutz sie gebrochen worden. Anacht, Trauer und Mysterium durchschweben den Raum. Alle, die ihn betreten, sind vor Furcht bestommen. Es wird kein lautes Wort gewechselt; tiefgerührte Blicke hängen an dem bleichen Bilde. Der Begriff „ewig“ steigt in der Seelen auf. Ein Mittelde, ein schmerzlich leises, erfährt sie Alle — Verwandte, Freunde und Fremde — wenn sie an die Verzweiflung und Gatten, die Trauer der Mutter denken (die Weiden knien am Fußende des Bettes und schluchzen hörbar) — aber ein größeres Mittelde noch mit der Dahingestreckten selber, an der jeder Faltenwurf des Kleides, jeder starre Zug, jede steife, blasse Fingerpitze, die über dem Kreuzifix schwebt, zu sagen scheint: Ich bin todt — todt — todt!

30. Dezember. Auf der Straße vor dem Palais ein endlose Reihe Wagen, darunter mehrere Hof-Equipagen. Gendarmen zu Pferd. Vor dem weit offenen Thore der achtspännigen Leichenwagen. Der Stiegegentpich ist mit schwarzem Tuch überspannt. Sämmtliche Diener in Trauer-Vorrede bilden Spalier. In den von Menschen dicht gefüllten Salons sind alle Spiegel und Bilder mit Flor verhängt. Nur die nächsten Verwandten umstehen den Sarg, vor welchem der Geistliche jetzt seine Rede hält. Die Gestalt der Todten ist ganz von Blumen verdeckt; nur das noch elfenbeinartige, jetzt schon ganz gelb und noch kleiner gewordene Gesichtchen steht aus der Blumenumrahmung hervor. Günther steht hart am Sarge und fixirt diese Züge. Er erkennt noch die Lippen, welche ihm so viele Liebesküsse gegeben, so viele traute Worte gesagt... Von der Rede des Pastors hört er die Laute — aber der Sinn entgeht ihm; es klingt ihm nur wie ein Feiertagsmurmur — der Hymnus des höchsten Schmerzes. Plötzlich aber wendet sich die Rede direkt an ihn... Diejenige, die hier ihr Theuerstes verloren haben, besonders du, armer Wittwer... Da bricht Günther zusammen. — Ja, er ist verwitwet — ja, er ist arm... Ein herzzerreißendes Stöhnen bringt aus seiner Brust und alle Anwesenden fangen zu weinen an. Der Redner muß sich unterbrechen. Alles, was er bisher gesagt: von Himmel und Hölle, von Einbrennen und Erlösung, hat die Verammlung ruhig gelassen; aber das einzige, menschlich wahre Wort, das einfache, so traurige „besonders du, armer Wittwer“, das hat alle Herzen erschüttert. Nicht ein Auge bleibt trocken, nicht ein Gesicht bleibt gleichgültig — ausgenommen das kamellenumrahmte kleine, bleiche...